

Erschienen in: G. Weber (Hrsg.), *Kulturgeschichte des Hellenismus. Von Alexander dem Großen bis Kleopatra*, Stuttgart 2007, 35–379; 487–489.

DER HELLENISMUS ALS KULTUREPOCHE

Periodisierung als Problem

Kaum ein Epochenbegriff hat sich so stabil gehalten wie der des Hellenismus, seit er von Johann Gustav Droysen am Beginn seines Alexander-Buches – als Auftakt zu einer ursprünglich umfassend angelegten *Geschichte des Hellenismus* – mit biblischen Anklängen markant eingeführt wurde: „Also drängt sich das Chaos des Menschengeschlechtes Flut auf Flut; über den Wassern wehet der Geist Gottes, ein ewiges Werde, eine Schöpfung ohne Sabbat. Und wie an dem ersten Schöpfungstage Gott das Licht von der Finsternis schied, und aus Abend und Morgen der erste Tag ward, so hat der erste Tag der Geschichte die Völker aus Abend und Morgen zum ersten Male geschieden zu ewiger Feindschaft und dem ewigen Verlangen der Versöhnung; denn es ist das Leben des Geschaffenen, sich aufzuzehren und zurückzusinken in die alte friedliche Nacht des ungeschaffenen Anfangs; drum ringen die Völker aus Abend und Morgen den Kampf der Vernichtung; sie sehnen sich nach endlicher Ruhe.“¹

Droysens *Geschichte des Hellenismus* ist trotz ihres voluminösen Umfangs ein Torso geblieben, und die jugendlich-emphatische Anfangsworte finden sich in der wesentlich späteren zweiten Auflage nicht mehr. In ihnen schimmert aber die geschichtsphilosophische, ja geschichtsteleologische Idee des Verfassers deutlich durch: Im Sinne Hegels besteht das Voranschreiten der Geschichte in einer spezifischen Dialektik, einem Widerspiel von Gegensätzen und Spannungen, die zu einer Synthese führen, in der diese Gegensätze aufgehoben sind. Eine solche Synthese stellte für Droysen der Hellenismus dar, in dem sich die gegensätzlichen Kulturen von Morgenland und Abendland, Orient und Okzident, verkörpert durch die griechische und die altorientalische Tradition, miteinander verbanden. Sie ermöglichten mit ihrer synthetischen Verschmelzung die Offenbarung und Ausbreitung des Christentums, ein für den preußischen Pfarrerssohn entscheidendes Phänomen der Weltgeschichte.

Obwohl die Fragwürdigkeit dieser – und übrigens auch anderer – Definitionen nach ihrer inhaltlichen Seite hin klar erkannt und präzise analysiert wurde,² [356] hat sich der Epochenbegriff merkwürdigerweise gehalten; er scheint geradezu unverwundlich zu sein. Folglich hat er sich trotz der definitorischen Schwierigkeiten offensichtlich bewährt, und so könnte man sich eigentlich beruhigen und auf weitere Reflexionen verzichten. Das wäre jedoch problematisch, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen weckt eine derartige Einheitlichkeit in der Regel ohnehin den wissenschaftlichen Widerspruchsgeist: Man kämpft gerne gegen *orthodoxies*,

und das ist alles andere als Spiegelfechtere; denn gerade einmütige und festgefügte Positionen werden oft wie selbstverständlich übernommen und sollten deshalb Anlaß zu kritischer Befragung geben.

Zum anderen fordert der Bezug auf neue Perspektiven der Kulturgeschichte ein erneutes Nachdenken über den Hellenismus als Epoche: Wie sich noch zeigen wird, hängt Periodisierung generell von den Sektoren (von „Potenzen“, wie das Jacob Burckhardt genannt hat³) innerhalb des historischen Kontinuums und von ihrer Balancierung ab. Stellt man also kulturelle Phänomene in das Zentrum, so führt dies geradezu zwangsläufig zu einer Überprüfung älterer Periodisierungen, die meist andere Sektoren – das Politische, das Soziale, das Wirtschaftliche etc. – akzentuierten.

Deshalb sollen hier zunächst einige grundsätzliche Vorüberlegungen zur Periodisierung präsentiert werden.⁴ Vor diesem Hintergrund wird im Hauptteil die hellenistische Epoche als Problem behandelt. Die bisherigen, kaum noch überschaubaren Erörterungen zum Phänomen der Epochenbildung haben nicht zu einer auch nur halbwegs geschlossenen Theorie geführt. Ein erster Eindruck drängt sich allerdings sehr schnell auf: Die verschiedenen Positionen sind durch ein enormes Spannungsverhältnis gekennzeichnet. Angesichts des historistischen Postulats, daß jede Epoche „unmittelbar zu Gott“ sei,⁵ finden sich auf der einen Seite deutliche Tendenzen zur Essentialisierung. Sie besteht darin, dass Epochen, ihre Kultur und ihr „Geist“, wie feste Größen erscheinen, die ihre jeweilige Zeit durchgängig prägen. So können Epochenbegriffe auch isoliert und zur Bezeichnung von Eigenschaften verwendet werden: Es gibt dann den „Renaissancemenschen“, oder eine Sache, ein Stil, sogar eine Person werden als „barock“ bezeichnet.

Auf der anderen Seite herrscht eine gewisse Willkürlichkeit. Schon Droysen hat hervorgehoben, „daß es in der Geschichte so wenig Epochen gibt wie auf dem Erdkörper die Linien des Äquators und der Meridiankreise, daß es nur Beobachtungsformen sind, die der denkende Geist dem empirisch Vorhandenen gibt um es desto gewisser zu fassen“.⁶ Alfred Heuss spricht mit Hinweis auf diese Formulierung von „reine(m) Nominalismus in wörtlichsten (sic) Sinn“, ja von „Konvention“.⁷ Jedenfalls handelt es sich in dieser Optik um eine pragmatische Grenzziehung, die zugleich etwas Experimentelles, ja Spielerisches haben [357] kann. Man schreibt zu und konstruiert, wie man heute gerne sagt. Dennoch: Es geht um den Gegenstand selbst, den man „gewisser“ fassen, also präziser analysieren will.

In diesem Spannungsverhältnis zwischen Wesenhaftigkeit und Konstruktion steckt ein echtes Problem; denn die Frage nach Epochen und nach Parametern für ihre Konstituierung ist alles andere als trivial. Sie ist ein wesentliches Zeichen des historischen Arbeitens und des Sensus für Geschichte. Der Blick auf charakteristische, d. h. spezifische Elemente sowie die Analyse, ja geradezu das Herauspräparieren solcher wesentlicher Elemente aus der Ganzheit des Geschehens macht in gewisser Weise erst Geschichte.⁸ Der Strom der Zeit wird demnach, anders gesagt, nicht allein mit Blick auf das strukturiert, was „der Fall war“⁹, sondern konkreter auf das, was jeweils in unterschiedlicher Weise „der Fall war“. Gerade dies ist ein spezifisches Element historischer Tätigkeit im Schnittfeld von Heute und Einst. Insofern ist Periodisierung eine *conditio sine qua non* geschichtlicher Vergewisserung.

Zugleich steckt hierin – und das bezeichnet in dem oben erwähnten Spannungsverhältnis der zweite Pol – der Vorzug wissenschaftlicher Offenheit und Multiperspektivität. Andere Gewichtungen im Rahmen der Charakterisierungen und Analysen schaffen andere Epochen bzw. Epochengrenzen. Odo Marquard sprach markant von der Suche des Historismus nach „Abgrenzungsvielfalt“. ¹⁰ Gerade hierin kommt die oben erwähnten Willkürlichkeit zum Ausdruck. Daß sich unterschiedliche Perspektiven ergeben, ist schon deshalb unvermeidlich, weil die jeweils eigene Zeitstellung vorgegeben und die Möglichkeit der Perspektivierung deshalb zwangsläufig begrenzt ist. Was epochal ist oder sein könnte, sehen z. B. Zeitgenossen oft nicht, auch wenn sie das in der Regel sogar zu wissen glauben und dafür sehr gute Gründe anführen können. In einer langfristigen Optik kann das ganz anders aussehen. ¹¹ Jedenfalls wird auch hier deutlich, daß es Aufgabe jeder Epoche ist, sich ihr eigenes Bild von der Geschichte zu machen.

Neben dem polaren Gegenüber von Essentialisierung und Arbitrarität kommt beim Vorgang der Periodisierung sofort ein anderes Spannungsfeld ins Spiel, das ebenfalls in der Natur der Sache liegt: Es geht um die Spannung zwischen Kontinuum bzw. Linie und Punkt, Längsschnitt und Querschnitt, Kontinuität und Bruch. ¹² Bei allen Brüchen und Zäsuren gibt es immer auch Kontinuitäten; eine ‚Stunde Null‘ im engeren Sinne existiert nicht. Wie aber kann man vor diesem Hintergrund Brüche so stark machen, daß sie Kontinuitäten gleichsam zerschneiden? Und welche Brüche können das sein? Selbst wenn man von der strikten Figur der Linie abgeht und die Epochengrenze im Sinne [358] einer Übergangszone oder mehr oder weniger langen Umbruchszeit erweitert, kommt man nicht darum herum, das Früher oder Später zu markieren und die historischen Phänomene entsprechend zu klassifizieren.

Bei näherem Hinsehen wird die Angelegenheit auf Grund der für Periodisierungen relevanten Sachverhalte noch komplizierter. Wie schon angedeutet wurde, setzt sich das vergangene Kontinuum, das dergestalt epochalisiert wird, auf höchst komplexe Weise aus in sich wiederum komplexen Feldern bzw. Sektoren zusammen: Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur usw.; man denke hier etwa an Jacob Burckhardts drei Potenzen Staat, Religion, Kultur. ¹³ Zusätzlich zur zeitlichen Separierung müssen bei Periodisierungen also auch Felder isoliert werden, die normalerweise verquickt und verwoben sind, vor allem in vormodernen Epochen, also etwa Religion und Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Soll man nun gewisse Felder bevorzugen oder auf alle blicken und gleichsam eine Quersumme ziehen? Und privilegiert nicht die notwendige Orientierung auf den Einschnitt die Ereignisgeschichte mit ihren klaren Daten, also das Feld des Politischen?

Damit hängt das generelle Problem der Komplexität historischer Zeit zusammen, wie es gerade im Historismus betont wird und für ihn in gewisser Weise charakteristisch ist. Aspekten der Beschleunigung, der Prozeßhaftigkeit, der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ ¹⁴ wird hier besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Generell hat man etwa in unterschiedlichen Kulturkreisen unterschiedliche Geschwindigkeiten in der historischen Entwicklung bemerkt; nicht zuletzt die Situation der aktuellen Globalisierung bietet hier ein anschauliches Beispiel. Wenn man

die unterschiedlichen Sektoren und „Potenzen“ betrachtet, stellt sich das noch verwickelter dar, weil manches auf einem Felde schon weiter gediehen sein kann als auf einem anderen. So kann beispielsweise – darauf hat Pierre Bourdieu hingewiesen – zur gleichen Zeit eine Diskrepanz zwischen sozialen Verhaltenscodes („Habitus“) und politischen oder wirtschaftlichen Gegebenheiten entstehen.¹⁵ In der Annales-Schule ist diese Differenz der Geschwindigkeiten und Frequenzen besonders akzentuiert worden, vor allem in Fernand Braudels ‚Klassiker‘ über das Mittelmeergebiet, der auch natürliche Rhythmen berücksichtigt.¹⁶

Mit einer kulturwissenschaftlichen Orientierung werden die Dinge noch einmal komplizierter. Das liegt schon daran, daß die Kategorien hier ‚weicher‘ sind: Es geht vornehmlich um Erfahrungen, Wahrnehmungen, Deutungen und ganze Vorstellungswelten. Diese sind schon auf Grund der Quellenlage schwer zu erschließen. Darüber hinaus stellt sich hier in aller Schärfe das Problem, wie weit die aus dem verfügbaren Material gewonnenen Beobachtungen repräsentativ sind: Gelten sie jeweils nur für den individuellen Fall oder den speziellen Kontext, oder sind sie für eine Gesellschaft, Kultur, Epoche ganz allgemein charakteristisch bzw. in welchem Maße sind sie dies? Solche Fragen kann man nur umgehen, wenn man mit der Mikrohistorie von Generalisierungen Abstand nimmt. Aber darauf wird man sich nicht ohne weiteres beschränken.

Außerdem kommen mit der Kulturgeschichte auch andere Phänomene in den Blick, die der Historiker häufig ausblendet bzw. für die eher andere Disziplinen zuständig sind, Kunst im weitesten Sinne, Philosophie, Wissenschaft. Man kann hier mit Bourdieus Feldtheorie arbeiten, nach der der Raum des Sozialen durch verschiedene Felder gebildet wird, die für sich genommen relativ autonom sind, wie das Politische, das Wirtschaftliche, die Kunst usw.¹⁷ Denn die hier angesprochenen und in der Kulturgeschichte wichtigen Felder wie Kunst, Philosophie und Wissenschaft sind in der Tat wenigstens partiell autonom, indem sie zwar in ihre jeweiligen Kontexte eingebettet, aber auch eigengesetzlichen Regeln unterworfen und entsprechenden Traditionen, etwa von Gattungen, verpflichtet sind. Sie haben auch in der Entwicklung ihre eigenen Gesetze und Rhythmen.¹⁸ Selbst wenn es also immer auch Zusammenhänge gibt, so sind diese Felder nicht ‚gleichgeschaltet‘ mit politischen, wirtschaftlichen und sozialen Tendenzen. Daß sie eigene Gesetzmäßigkeiten haben, liegt in der Logik der Sache, denn häufig herrschen hier starke diachronische Linien und Bezüge. So haben sich Gattungen in kreativen Debatten über die Zeiten und Epochen hinweg entwickelt. Und nicht viel anders steht es mit dem Fortschritt in den Wissenschaften. Bezeichnenderweise sind Thomas S. Kuhns Thesen zur wissenschaftlichen Revolution, also zum Paradigmenwechsel und seiner epochalen Bedeutung, in der Literatur- und Kunstwissenschaft besonders intensiv rezipiert worden.¹⁹

Angesichts der hier skizzierten Sachverhalte bleibt im Hinblick auf wissenschaftlich vertretbare Epochengliederungen im wesentlichen ein Postulat, nämlich das der ständigen Überprüfung. Es handelt sich also – nicht nur weil dies für historisches Arbeiten ohnehin unerlässlich ist, sondern weil es um besondere Herausforderungen geht – um eine permanente Aufgabe, gleichsam einen wissenschaftlichen

Dauerauftrag. Die traditionellen Grenzziehungen (einschließlich der damit verbundenen Forschungspositionen) gehören immer wieder auf den Prüfstand. Wie bei der Konstituierung von Epochengrenzen gewichtet wird, muß mit dem Blick auf den Forschungsstand in allen relevanten Sektoren und Feldern abgeglichen werden. Darüber hinaus sollte stets die Vorläufigkeit der erreichten Positionen bewußt bleiben.

Zugleich mag es verlockend sein, die sehr schlichte Vorstellung vom Bruch oder der linearen Markierung durch komplexere Bestimmungen der Grenzen [360] und Übergänge zu ersetzen, wie dies schon Johan Huizinga versucht hat.²⁰ Man könnte dann auch von Kreisen, Mengen oder Clustern sprechen, die dann ihrerseits wieder Schnittmengen bilden. Dies Modell jedenfalls würde der Komplexität der Phänomene eher gerecht als die Vorstellung einer bloßen Linearität. Gerade für den Historiker aber bleibt es verlockend, nach dem punktuellen Detail zu suchen bzw. zu fragen, wie weit sich nicht doch ein begründet und klar markierbarer Schnitt oder Punkt auf einer Zeitskala ergibt. Hier wird dann auch das Arbiträre wie das Experimentell-Spielerische sichtbar, das zu einer deutlichen Struktur und zu einem sinnvollen Merkposten führt. Ideal wäre es, eine treffende Verbindung von Konjunktur und Schnittpunkt zu finden, wo ein Ereignis gleichsam den Schnitt symbolisiert. Rudolf Kassel hat in diesem Sinne aus philologischer Perspektive auf elegante Weise den Tod des Demosthenes (322 v. Chr.) als Epochenscheide zwischen Klassik und Hellenismus vorgeschlagen.²¹ Mindestens sollte man den *point of no return* festlegen, d. h. den Punkt, von dem aus eine Umkehrung der Entwicklung unmöglich war.²² Wenden wir uns vor diesem Hintergrund dem Hellenismus zu!

Die Konstituierung des Hellenismus als einer spezifischen Epoche war zweifellos eine besondere Leistung Droysens. Sein Verdienst lag vor allem darin, daß er dieses Zeitalter markant von klassizistischen und neohumanistischen Wertungen absetzte, nach denen der Hellenismus eine Zeit der Dekadenz war. Für Droysen war er demgegenüber, ganz im Sinne des Historismus, eine Epoche eigenen Rechts. Das verband sich mit anderen, seinerzeit virulenten Vorstellungen vom Geschichtsverlauf. So finden wir ein ausgeprägtes Fortschrittsdenken, in dem der Hellenismus geradezu als „die moderne Zeit des Altertums“ erscheinen konnte.²³ Fortschritt verstand Droysen aber vor allem im Sinne Hegels, und das verband sich mit seinem christlich-protestantischen Grundverständnis. Die Verbindung von Ost und West in der hellenistischen Zeit wurde so zur Basis für die Offenbarung des Christentums und die Ausbreitung des Evangeliums. Dabei wurden Osten und Westen, wie die eingangs zitierten Anfangsworte des „Alexander“ verraten, essentialisiert. Dasselbe galt damit auch für ihre Synthese im Hellenismus. Die Größe Alexanders lag gerade darin, daß er diese Epoche heraufgeführt hatte, an deren Anfang er konsequenterweise zu stehen kam.

In der Wissenschaft ist Droysens Sicht in dieser grundsätzlichen Weise nicht beibehalten worden, wenn auch einige ihrer Elemente nach wie vor präsent sind, wie etwa die Vorstellung von einer Verschmelzungspolitik Alexanders. Daß es sich allerdings um eine Epoche mit allen konstitutiven Merkmalen handelte, ist kaum in Frage gestellt worden. Differenzen gab es allenfalls in der Bestimmung ihrer zeit-

lichen Begrenzung und ihrer Wesensmerkmale. Hier finden sich [361] diverse Definitionen, in denen je nach den eigenen Perspektiven der Gelehrten und Interpreten die Charakteristika des Zeitalters neu beleuchtet, spezifiziert und begründet wurden. Heute etwa werden gerne Elemente hervorgehoben, für die in Zeiten der Globalisierung und forcierter interkultureller Begegnungen wie Spannungen eine besondere Sensibilität besteht.²⁴

Im Folgenden sollen nun wesentliche Erscheinungen und Tendenzen des hellenistischen Zeitalters vorgestellt und daraufhin befragt werden, ob und in welchem Maße sie für dieses charakteristisch sind und historischem Wandel unterworfen waren. Im Sinne der Vorüberlegungen soll dabei auf bestimmte Konzentrationen besonders geachtet werde. Darüber hinaus richtet sich der Blick auf mögliche punktuelle Fixierungen und Begrenzungen. Es ist, konkret gesagt, zu fragen, wann Veränderungen so einschneidend sind, daß wir eine Epochenschwelle annehmen müssen, sollten oder können bzw. wo Grenzen im Sinne der Unumkehrbarkeit zu ziehen sind. Dabei müssen alle wesentlichen Sektoren bzw. Felder berücksichtigt werden. Sie lassen sich in drei Gruppen bündeln: das soziopolitische Feld (Politik und Verfassung, Wirtschaft und Gesellschaft), das intellektuell-ästhetische Feld (Philosophie, Literatur, Bildkunst), das kulturelle Feld (im Sinne der neueren Kulturwissenschaften, also Wahrnehmungen, Erfahrungen und Deutungen sowie Vorstellungshorizonte im weiteren Sinne, darunter auch religiöse Phänomene).

POLITIK UND GESELLSCHAFT

Das politisch-soziale Feld soll dabei, wegen der hier gewählten Ausrichtung, auch Phänomene der politischen Kultur und des sozialen Habitus mit umfassen, also auch als soziokulturelles Feld verstanden werden. Den Ausgangspunkt bildet Athen, und zwar schon deshalb, weil wir dort dank unserer Quellenlage am besten über das Modell der traditionellen Polis unterrichtet sind. Im 4. Jh. v. Chr. herrschte dort überwiegend eine Demokratie, die der des 5. Jh.s, wie sie unter Perikles ausgeprägt wurde, prinzipiell nahestand.²⁵ Bestimmte Spezialisierungen, der verstärkte Rekurs auf die Bildung von Kommissionen und das Nomotheseverfahren brachten keine qualitative Veränderung, sondern trugen zum besseren Funktionieren der wirklichen Demokratie bei. So unterlag diese Verfassung keineswegs der Dekadenz, die die Rede von der „Krise der Polis“ signalisiert.²⁶

Einen markanten Einschnitt brachte erst die militärische Katastrophe im Lami-schen Krieg bzw. in der Schlacht von Amorgos (322). Jetzt wurde, unter der Clique um den promakedonischen Politiker Phokion, eine Oligarchie errichtet. Nach einer kurzfristigen Befreiung (319), die freilich von makedonischen [362] Gnaden war, wurde das neue politische System gleichsam bestätigt, wenn auch in leicht gemildeter Form, unter Demetrios von Phaleron. Im Jahre 307 freilich wurde Athen befreit und die Demokratie wiederhergestellt, übrigens in ähnlichem Kontext wie 319. In den folgenden Jahrzehnten herrschte ein zum Teil schwer durchschaubares Hin und Her, ein Wechselspiel von ‚Freiheit‘, Tyrannis und Oligarchie – wobei sich oft nicht klar ermitteln läßt, welche politische Klassifizierung die realen Zustände

wirklich traf und welche Bezeichnung lediglich im Sinne einer Selbstdarstellung oder Parteinahme gebraucht wurde. Im Bereich der Institutionen generell lassen sich zunächst allerdings keine massiven und dauerhaften Veränderungen nachweisen.²⁷

Deshalb ist Boris Dreyers Auffassung, daß Athen bis weit in das 3. Jahrhundert hinein grundsätzlich – wie zuvor – demokratisch war,²⁸ nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; jedenfalls liegt die Beweislast bei jenen, die eine andere Position vertreten. Deutlichere Einschnitte traten offenkundig erst unter dem Druck des Antigonos Gonatas nach dem Chremonideischen Krieg ein, also gegen die Jahrhundertmitte. Generell wird auch damit deutlich, daß es vor allem die außen- und machtpolitischen Konfigurationen waren, die zu markanteren Einschnitten führten und den historischen Wandel forcierten. Es handelte sich um die seit 338 bestehende Dominanz einer fremden Großmacht, die nach 322 intensiviert wurde. Die damit verbundene Begrenzung des außenpolitischen Spielraums hatte innenpolitische Rückwirkungen, wie das für die griechische Politik generell charakteristisch war. Diese brachten aber erst *à la longue* eine deutlichere Veränderung des Verfassungsrahmens bzw. – besser – des politischen Systems. Wie auch immer: Neu war die makedonische Herrschaft, die schließlich in die Form der hellenistischen Monarchie gegossen war.

Bevor man diese Aussage im Hinblick auf eine mögliche Verallgemeinerung prüft und damit zu der Frage gelangt, ob sie als Grundlage für die Konstituierung einer Epoche geeignet ist, hat man sich mit zwei denkbaren Einwänden auseinanderzusetzen: Zum einen ist fraglich, ob Athen als ehemalige Großmacht hier gleichsam als typische Polis anzusehen ist. Es erlitt erst jetzt, was den meisten anderen Poleis nur zu geläufig war, die Unterdrückung durch eine fremde Macht – die zuvor übrigens nicht selten Athen selbst gewesen war. Vor dem Hintergrund der griechischen Poliswelt insgesamt handelte es sich hiermit also keineswegs um einen markanten Einschnitt.

Dem ist folgendes entgegen zu halten: Wenn die gerade angesprochene Situation nunmehr auch für traditionelle griechische Großmächte galt, lag darin, daß jetzt in diesem Sinne alle Poleis nivelliert waren, doch ein wesentlicher und charakteristischer Unterschied. Gerade das Beispiel Athens, das auch das kul[363]turelle Zentrum von Hellas darstellte und diese Position sogar noch zunehmend festigte, von dem man sagen konnte, es sei gleichsam Leuchtturm des Ruhmes (Plut. Demetrios 8,3), mußte diesen neuen Sachverhalt verdeutlichen, ja symbolisieren. Mithin handelte es sich doch um eine epochale Veränderung. Der wesentliche Faktor war die makedonische Dominanz. Das galt auch, als diese sich schließlich in mehrere Monarchien aufspaltete, und selbst dort, wo griechische Poleis sich in gewisser Distanz oder Unabhängigkeit hielten: Sie mußten sich zu diesem neuen Phänomen in Beziehung setzen. Noch der Siegeszug der Bundesstaaten, insbesondere der Aitolier und Achaier, hängt hiermit wesentlich zusammen.

Damit sind wir bereits beim zweiten möglichen Einwand, der ungleich gravierender ist und sich aus neueren Forschungsergebnissen und -perspektiven ergibt, gerade auch im Sinne der Kulturwissenschaften. Es geht nicht nur um Politik und Verfassungsordnungen. Der Blick reicht darüber hinaus. Wichtig ist zunehmend,

was Kultur im Bereich des Politischen ausmacht. Mit dieser Frage nach der politischen Kultur gewinnen andere Themen an Gewicht: Aspekte des Engagements, der Sozialisation, der Bürgeridentität. Dabei richtet sich der Blick auf das Reich der Ideen, Vorstellungen und Normen, zugleich auch auf Rituale, die gemeinschaftliches Handeln demonstrieren und auf die Einstellung zur Polis verweisen.

Dabei zeigt sich immer mehr – und das ist ein deutlicher Trend der aktuellen Forschung –, daß die Polis als Lebensform, und damit gerade im Sinne der politischen Kultur, sehr vital geblieben war.²⁹ Für sie engagierten sich ihre Bürger nach wie vor in existentieller Hinsicht, da wo es um Leben und Tod ging, so auch und gerade im Krieg und in der Beteiligung an ihm.³⁰ Hier herrschte weiterhin eine beachtliche Partizipation, und diese war keineswegs eine *quantité négligeable*. Alte Vorstellungen vom Niedergang der Polis im Hellenismus greifen schon deshalb nicht. Hinzu kommt die Blüte von Institutionen wie die der Ephebie und des Gymnasion,³¹ welche Räume spezifischer Sozialisation darstellten. Sie dienten nicht (jedenfalls nicht zunächst) der Kompensation für Verlorenes und stellten keineswegs einen äußerlichen Versuch formaler Restauration oder Inszenierung einer glorreichen Vergangenheit dar. Vielmehr ging es hier – gerade in Zusammenhang mit der vorangehenden Beobachtung – um echten Einsatz und präzise Formung, ein körperlich-geistig-moralisches Einfügen in die Polis.

Darüber hinaus wurde der öffentliche Raum der Polis unter erheblichen Kosten in sehr spezifischer Weise ausgestaltet, eben mit dem Bau von Gymnasien, aber auch von Agorai, Säulenhallen, Verwaltungsgebäuden, Theatern usw. Erst jetzt erhielt die Polis das äußere Bild, das uns dank der erhaltenen [364] Reste noch greifbar ist. Zwischen dieser urbanistischen und der gesellschaftlichen Entwicklung bestand ein enger Zusammenhang.³² Der forcierte Ausbau der Polis hängt teilweise auch mit der Prägung ihres Gemeinschaftslebens und -empfindens durch bestimmte Rituale zusammen, die im Hellenismus ausgestaltet wurden und weite Verbreitung fanden, vor allem die Feste und Agone, Prozessionen und Festmahlzeiten. Zugleich verstärkten sich, auch im Zusammenhang mit den hier genannten Phänomenen, die zwischenstaatlichen und gemeingriechischen Bezüge, in Form von Festgesandtschaften (*theoriai*), Friedenswahrungen (*asyliai*) und Schiedsverfahren. Immer wieder läßt sich beobachten, daß die Griechen in einem gemeinsamen, sozusagen panhellenischen Bezugsrahmen agierten. Dieser kam in einer alle verbindenden Vergangenheit und einem von allen geteilten Normen- und Vorstellungshorizont zum Ausdruck. Es ist durchaus erlaubt, von einer griechischen Öffentlichkeit und von einem dichten panhellenischen Kommunikationsnetz zu sprechen.

Alle diese für den Hellenismus spezifischen Phänomene und Entwicklungen könnten auch zu einer ganz anderen Deutung der Verlaufsformen der griechischen Geschichte und damit zu einer Umgewichtung in der Periodisierung führen, welche die traditionellen Perspektiven geradezu auf den Kopf stellt: Die Polis als ‚klassisches‘ Modell griechischer Gemeinschaftsbildung, als politischer Aktions- und Interaktionsraum wie soziokulturelles Milieu, wäre dann geradezu ein Phänomen der *longue durée*, und damit bezeichnete der Hellenismus nur die Fortsetzung und den Höhepunkt einer Entwicklung, nicht einen einschneidenden Bruch mit der Vergangenheit. Solche Schlußfolgerungen wären in gewisser Weise durchaus berechtigt,

sind aber doch nicht zu verabsolutieren, weil es im Hellenismus eben nicht mehr nur um die griechische Polis als dominierendes Phänomen geht. Man muß das gesamte Spektrum der hellenistischen Welt beachten, das den Gesamtrahmen auch für das politische Agieren und das soziale wie kulturelle Interagieren bildete.

Damit kommt nun aber auch hier der Herrscher bzw. die Monarchie ins Spiel. Hier bemerkt man schnell, dass die Könige beispielsweise gerade die erwähnten Prozesse und Formen der polisübergreifenden Kommunikation, etwa die Streit-schlichtung und die Kultveranstaltungen, nachhaltig gefördert haben. Vor allem waren nicht zuletzt sie dafür verantwortlich, daß sich die Poliskultur in enormen Dimensionen in anderen Regionen verbreitete, bis nach Zentralasien hin, und daß sie sich in bestimmten Regionen Asiens geradezu verdichtete. Wir können einen expansiven Schub konstatieren, der den der sogenannten Großen Kolonisation (ca. 750–ca. 550) noch übertrifft. Schon das bezeichnet etwas grundsätzlich Neues. [365]

Zugleich verbinden sich mit der Etablierung der Monarchien deutliche Schwerpunktverlagerungen und das Hervortreten neuer Zentren, etwa im ägyptischen Alexandria, in den nordsyrischen Großstädten, aber auch in Babylonien. Beides hing damit zusammen, daß die Herrscher, gleichsam die charakteristische neue politische Größe der hellenistischen Zeit, nicht die Totengräber, sondern geradezu die Förderer der Polis waren. Sie mußten dies auch sein, aus ganz naheliegenden, sozusagen herrschaftstechnischen Gründen.³³ Ohne eine verlässliche Infrastruktur, wie sie nicht zuletzt die Polis zur Verfügung stellte, wären sie außerstande gewesen, ihre Reiche zu verwalten. Wie die Herrscher des Mittelalters Bistümer einrichteten, an die sie ihre Macht teilweise delegierten, um sie überhaupt ausüben zu können, so setzten die hellenistischen Könige auf eigenständige Basiseinheiten, die sich in wesentlichen Bereichen auch selbst organisieren konnten. Unter diesen spielte die Polis eine besondere Rolle.

Was im Hellenismus spezifisch neu war und damit gleichsam Epoche machte, nämlich die Monarchie, muß zum Zwecke der Überprüfung unserer Periodisierung mit der ebenfalls für den Hellenismus charakteristischen Virulenz der Polis in einen Zusammenhang gebracht werden. Da gilt es dann zu modifizieren: Der epochale Riß verlief nicht, wie traditionell häufig angenommen wurde, zwischen Polis und Monarchie. Statt dessen sollten wir von einem Aufschwung der Polis, auch dank innerer Kraft, in einem im großen Ganzen gelungenen Zusammenspiel mit der Monarchie sprechen und hierin ein Kennzeichen des Hellenismus auf soziopolitischem bzw. soziokulturellem Felde sehen.³⁴ Es bietet sich also ein sozusagen integratives Modell an, das einer – durchaus spannungs- und jedenfalls facettenreichen – Symbiose von Monarchie und Polis, zu gegenseitigem Nutzen. Dies läßt sich leicht und auf verschiedenen Gebieten zeigen. Man denke etwa an die Blüte der kleinasiatischen Städte unter den Attaliden, vor allem im Vergleich zu den schlimmen Zeiten nach dem Ende der Dynastie, die mit dem Aristonikos-Aufstand begannen und schließlich die ganze Region dem Mithridates von Pontos zulaufen ließen; oder an manche Städte im Schwarzmeergebiet, die sich über den Schutz eines starken und der Poliskultur zugewandten Königs angesichts ständiger Angriffe benachbarter

Stämme gewiß gefreut hätten.³⁵ Gerade in Residenzstädten kam die Nähe von Königtum und Polisgemeinschaft klar zum Ausdruck, keineswegs in Form reiner Unterdrückung oder Bevormundung durch den Herrscher, sondern auch im Sinne einer Mitsprache der Bürger in Angelegenheiten der Monarchie.³⁶

Wenn man nun die langfristigen Konjunkturen und Entwicklungen mit einem bestimmten Punkt verbinden will, um die Epochengrenze präziser zu bestimmen, dann ist das spezifisch Neue eben nicht innerhalb der sich kräftig weiter entwickelnden Poliskultur zu suchen, sondern in deren Umfeld, in Bezug auf die Monarchie und in der Erweiterung ihres räumlicher Horizonts. Damit aber gerät, als entscheidende Voraussetzung, die makedonische Suprematie in den Blick sowie, noch konkreter, gerade wegen der enormen Expansion, die Bezwingung des Perserreiches durch Alexander den Großen.

Wenn wir, gleichsam im Sinne einer Gegenprobe, nach dem Moment der Unumkehrbarkeit fragen, dann kommen wir erst recht auf Alexander. Freilich war das nicht sogleich klar. Wir stoßen hier auf das Problem der Differenz zwischen den jeweils zeitgebundenen und den historischen Perspektiven. Zeitgenossen konnten den Eindruck haben, der Spuk sei bald vorbei. Aber daß das, was mit Alexander und mit dem Alexanderzug begann, wirklich effektiv und auch in seiner räumlichen Ausdehnung (mit gewissen Abstrichen) nachhaltig wirksam war, daß sich die Entwicklung folglich nicht mehr umkehren ließ, bewiesen die Vorgänge und Prozesse nach seinem überraschenden Tod. Selbst der Zerfall des Reiches konnte nicht rückgängig machen, was zuvor bewirkt worden war. Vielmehr kam jetzt eben die Symbiose von Herrschern und Städten zustande, von der die Rede war. Der Grund dafür und für vieles andere wurde in den Regierungsjahren Alexanders gelegt, und zwar in entscheidender Weise, weil es nicht mehr revidierbar war. Von daher kommt man im Blick auf den Beginn des hellenistischen Zeitalters zu einer ‚Punktlandung‘ im Jahre 336 – ohne auf Droysens teleologische Begründung zu rekurrieren.

Vergleichbare Strukturen und Horizonte zeigen sich auch auf dem Gebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im engeren und, wenn man so will, traditionelleren Sinne. Häufig erscheint die Herausbildung eines Honoratiorenregiments in den Poleis als Charakteristikum der hellenistischen Epoche.³⁷ Bei genauem Zusehen ist das allerdings nach dem neuen Forschungsstand gerade angesichts der schon skizzierten Eigenheiten der Polis zu relativieren. Von Aristokratie bzw. Oligarchie bei bloß formell bewahrter demokratischer Fassade wird man nicht (mehr) ohne weiteres sprechen. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, daß es immer – auch in der radikalen attischen Demokratie – so etwas wie eine *political class* gab. Im Athen des 4. Jh.s, also in einem durchaus funktionierenden Rahmen, wurde dies weiter ausgeprägt, in Verbindung mit Tendenzen zur Spezialisierung, Professionalisierung und Institutionalisierung, aber auch in der individuellen und familiären Repräsentation.

Das Gewicht dieser und vergleichbarer Eliten in anderen Städten wurde größer und größer, Herkunft und Abstammung gewannen zunehmend an Bedeutung. Das geschah jedoch nicht schlagartig, und vor allem gab es in einer selbstbewußten Bürgerschaft immer Korrektive: Dabei hat man nicht nur an die Wahl und die Pflicht zur Rechenschaftslegung zu denken, sondern auch und besonders an die

Vergabe von Ehren. Das wird in dem System des Euergetismus erkennbar, das die soziopolitische Ordnung der hellenistischen Polis in besonderer Weise charakterisiert.³⁸ Wer zur Elite gehören wollte, mußte sich durch Wohltaten bewähren, und die daraus resultierenden Ehrungen markierten erst seine Position.

Man darf wohl sagen, daß es sich hier um eine allgemeine Entwicklungstendenz handelte, die sich auch ergeben hätte, wenn Philipp und Alexander gar nicht gelebt hätten. Aber eben auch hier war der neue Bezugsrahmen spürbar und hat sich mindestens beschleunigend ausgewirkt. Im Konkurrenzkampf um die Ehrenpositionen war die Nähe zur Monarchie bzw. zum Monarchen in besonderem Maße relevant für den sozialen Rang. Da es auch hier nicht selten Spielräume gab, weil man es mit mehreren Herrschern und entsprechenden Optionen zu tun hatte, gab es auch innerhalb der Eliten immer noch Alternativen und infolgedessen lebhaftige Konflikte, ganz nach ‚klassischem‘ Muster. Das änderte sich erst, als Roms Macht konkurrenzlos wurde, also im Laufe des 2. Jh.s.³⁹ Auf diesem sozialen Felde bezeichnete das einen markanten Einschnitt.

Ein kurzer Blick auf die wirtschaftliche Konstellation im Hellenismus bestätigt die bisherigen Beobachtungen. In dieser Zeit hatten sich die Schwerpunkte deutlich verschoben. Bildete noch in der klassischen Zeit der Hafen Piräus, nicht zuletzt auf Grund athenischer Versorgungsinteressen, ein deutliches Zentrum des Fernhandels und damit zugleich einen bedeutenden Wirtschaftsplatz mit entsprechender Infrastruktur,⁴⁰ so traten jetzt zunehmend andere Plätze in den Vordergrund. Zugleich kamen andere Großregionen in wachsendem Maße in Verbindung mit der hellenistischen Welt. Das östliche Mittelmeergebiet gewann an Bedeutung. Dort traten neben die alten phönikischen Zentren, die übrigens auch einen Aufschwung erlebten und sich rasch in die Poliswelt integrierten, Plätze wie Rhodos und später auch Delos. Das reiche Ägypten öffnete sich, und seine Kapitale Alexandria, die zu einer echten Weltstadt wurde, bildete gleichsam eine Schleuse zwischen dem Nilland und dem Mittelmeer. Noch weiter im Osten öffneten sich neue Horizonte, wie etwa in der Bedeutung von Seleukeia in Pierien deutlich wird. Man denke auch an die intensivierten Verbindungen innerhalb des Seleukidenreiches und an den überlegt organisierten Indienhandel der Ptolemäer. Gerade hier ist klar erkennbar, daß der Alexanderzug für diese Entwicklungen eine entscheidende Voraussetzung darstellte. [368]

PHILOSOPHIE UND KUNST

Mit Veränderungen auf dem intellektuell-ästhetischen Feld kommen wir noch stärker in die Kulturgeschichte hinein. Gerade hier existieren je eigene Rhythmen der Entwicklung, die mit den im Vorangehenden gemachten Beobachtungen abzugleichen sind. Beides müßte sich wenigstens *grosso modo* korrelieren lassen, wenn unsere Epochengliederung auch in einer kulturwissenschaftlichen Orientierung tragfähig sein soll. Den unbestrittenen Höhepunkt in der Philosophie bilden Platon und Aristoteles. Diese waren und bleiben im diachronen Diskurs der Philosophen und der Philosophie durch die Epochen hindurch immer wieder besonders beachtet, bis